Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 7 (1939-1940)
Heft: 3

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

Friedrich II. von Pierre Gaxotte

Frankreich hat grosse Historiker hervorgebracht, aber grösser noch als die Leistung dieser Einzelnen schien mir von jeher die unermüdliche Beharrlichkeit der Nation, welche keine Persönlichkeit, keinen Vorgang der Geschichte für abgetan hält, wenn sie einmal dargestellt worden sind, vielmehr immer aufs neue die Epochen und die Ereignisse durchpflügt, durchackert, ja durchsiebt, um ein klares Bild der Welt und der politischen Zusammenhänge zu behalten und den Gebildeten unter ihren Lesern darzubieten.

Das vor einigen Monaten erschienene Buch von Pierre Gaxotte über Friedrich von Preussen ist ein Meisterwerk dieser Gattung. (Librairie Arthème Fayard, Paris) Wie es einem Historiker geziemt, erzählt der Verfasser das Leben seines Helden noch einmal von Anfang bis Ende, als wäre noch nie ein Buch über diesen Mann geschrieben worden. Aber die Methode ist richtig; gerade der Historiker muss ein Erzähler sein, und nirgendswo ist Polemik weniger am Platze als in der Geschichtsschreibung . Durch Angriffe auf andere Historiker oder durch Versuche, deren Ansichten zu widerlegen, ist noch nie ein neues und deutliches Werk entstanden; es ist das junge, frisch gemalte Bild, das die neue Auffassung in sich trägt und ausstellt, und was den Stoff angeht, so fürchte sich keiner vor seinen Vorgängern.

Pedro: Habe ich euch denn die Geschichte schon erzählt?
Chor: Jawohl, hundertmal, Herr Schlossvogt.
Pedro: Tut nichts! Ihr könnt sie noch einmal hören.

(Shakespeare)

Freilich, welch ein Leben wird hier erzählt! Ein königlicher Prinz, aber eine Jugend ohnegleichen an Härte, Grausamkeit und Demütigungen. Der Vater, eine der merkwürdigsten Figuren der Geschichte, rechtschaffen und masslos, bieder, hochmütig, schlau und schwer depressiv, ein Tyrann, ein König und ein ringender Mensch, der sich von den Qualen des Daseins dadurch zu befreien versucht, dass er heimlich Bilder malt (und es sind grossartige darunter). Die Freundschaft des Prinzen mit Katte, den er über alles liebt, und der vor seinen Augen hingerichtet wird, die Ehe, zu der man ihn zwingt, Rheinsberg, Musik, Geist, Witz, Aufklärung und Voltaire — und mit achtundzwanzig Jahren König.

Gaxotte verweilt mehr bei dem Jüngling und dem Mann Friedrich, woran er recht tut. Der Mann Friedrich war interessanter als der alte Fritz, der Eremit von Sanssouci, dessen sich die Legende bemächtigt hat. Ja, die ersten vierzig Jahre seines Lebens zeigen ein Phänomen, zu dem ich in der Geschichte kein Gegenstück kenne: die Entstehung

eines Genies. Napoleon war vom ersten Tag seines Auftretens an ein Genie; es scheint sogar, dass die ausserordentlichen Kräfte seines Geistes nachzulassen begannen, als er auf dem Höhepunkt seiner Macht stand. Bei Friedrich ist es umgekehrt. Er, der zu den vier oder fünf grossen Feldherren aller Zeiten gehört, begann fast wie ein Stümper. Als in der Schlacht bei Mollwitz, der ersten des Schlesischen Krieges, eine Niederlage unvermeidlich scheint, schickt ihn der General von Schwerin vom Schlachtfeld, und Friedrich, der alles verloren glaubt, flieht tatsächlich durch die Nacht davon. Seine Verzweiflung ist grenzenlos. Gegen Morgen findet ihn ein Adjutant und meldet ihm den Sieg seiner Truppen. Friedrich kehrt zurück. Aber er weiss genau, was er getan hat. „Mein Benehmen war verdammenswert", schreibt er in der „Geschichte meiner Zeit" und beginnt nun rücksichtslos, seine Fehler aufzuzählen. „Jedoch", fügt er hinzu, „Mollwitz war meine Schule; ich dachte lange über meine Fehler nach und lernte aus ihnen."

So wird er es von da ab sein Leben lang halten, unermüdlich sinnend, arbeitend, lesend. Was ihn dabei besonders auszeichnet, ist seine Methode, mit dem Federhalter in der Hand nachzudenken, und nicht nur seine Gedanken, sondern auch seine Empfindungen zu Papier zu bringen, um sich über sich selber völlig klar zu werden. So entstehen seine Gedichte, seine Briefe und seine Prosaschriften, von denen Gaxotte sagt, dass ihr Stil der Prosa Voltaires ebenbürtig ist. „Aber er liest nicht mehr wie ein Humanist, der bewundert und nachzuahmen versucht, sondern wie ein Politiker, der lernt, um das Erfahrene zu verwerten. Er forscht nicht mehr, wie die Dichter geworden sind, er benutzt ihre Weisheit, um sich selber zu formen. Tag für Tag, ja man kann sagen, Seite für Seite baut er, und nur durch die Kraft seines Willens, in sich selbst einen anderen, neuen Friedrich auf, denjenigen, der eines Tages ganz Europa in Staunen versetzen wird." (pag. 205) Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.

Die rastlose Tätigkeit seines Geistes hat ebenso weit reichende Folgen wie seine Politik. Das literarische Werk, das er neben seinen Feldzügen und der ungeheuren Tätigkeit seiner Regierung aufbaut, verbreitet seinen Ruhm über Europa und erwirbt ihm die Freundschaft und die Bewunderung der grossen Geister seines Jahrhunderts. Man sammelt, was er schreibt und lässt sich erzählen, was er gesagt hat. Gaxotte bringt eine Anekdote, die ich hierher setzen will: „Eines Tages war einer seiner Soldaten verurteilt worden, weil er in Schlesien den Opferstock einer Kirche ausgeraubt haben sollte. In seiner Not wandte sich der Mann an den König und schrieb ihm, er habe gar nicht gestohlen, er sei ein frommer Katholik, und die heilige Jungfrau habe ihm, um ihn zu belohnen, den Inhalt des Opferstockes in seine Taschen gezaubert. Friedrich wollte seinen Soldaten retten und fragte die Theologen in Breslau an, ob ein solches Wunder möglich sei. Die geistlichen Herren konnten die Möglichkeit eines Wunders nicht ganz verneinen und antworteten folglich, die Behauptung des Soldaten sei nicht völlig ausgeschlossen, immerhin

seien Wunder in neuerer Zeit sehr selten geworden. Daraufhin begnadigte Friedrich den Soldaten mit der Bemerkung, da die Geistlichen selber ein Wunder nicht für völlig ausgeschlossen erklärt hätten, wolle er nicht päpstlicher sein als der Papst, fügte aber seiner Begnadigung die Einschränkung hinzu, der Soldat werde angehalten, inskünftig nie mehr ein Geschenk der heiligen Jungfrau oder irgendeines anderen Heiligen anzunehmen."

„Die Anekdote ist authentisch", bemerkt Gaxotte. „Man könnte noch viele andere zitieren, aber schon diese eine lässt erraten, mit welcher Zufriedenheit solche Geschichten in Paris und in den Zirkeln der Enzyklopädie aufgenommen wurden. Durch diesen Reichtum an Geist wurde Friedrich der Kollege der Philosophen und nahm in dem Leben seiner Zeit nicht nur die Stellung eines Königs und eines Feldherren ein, sondern eines politischen Pfadfinders, man könnte fast sagen, die Stellung eines Chefs der neuen Schule, des Anführers des Kreuzzuges aller freien Geister."

Ebenso vorzüglich wie die Erzählung des Lebens seines Helden sind die politischen Teile von Gaxottes Buch. Wieviel Fässer von Tinte sind über die Entstehung des siebenjährigen Kriegs leer geschrieben worden! Generationen von Historikern haben Friedrich und Maria Theresia verteidigt oder bekämpft und die Frage der Schuld am Ausbruch des siebenjährigen Krieges verdrossen hin- und hergewendet. Gaxotte schiebt diese Literatur und ihre abstrakte Problematik mit einer Handbewegung beiseite. „Man muss", schreibt er, „sich die Ereignisse, welche zu diesem Krieg geführt haben, in ihrer chronologischen Ordnung vorstellen, um zu erkennen, dass in dieser Frage alles von England bestimmt worden ist; denn England war die einzige Macht, die entschlossen war, den Krieg, (und zwar den Krieg gegen Frankreich) in jedem Fall, und was auch immer kommen möge, zu führen."

Das ist richtig. Viel zu lang hat man den siebenjährigen Krieg isoliert und als einen halb innerdeutschen, halb europäischen Konflikt angesehen. Das ist er nur zum Teil gewesen. Er war eine Unterabteilung jener gewaltigen Kämpfe, in denen England das erste französische Kolonialreich vernichtete und sein eigenes aufbaute.

Schon die vorausgegangenen europäischen Kriege hatten diese Rolle gespielt und die gleichen Folgen gehabt. Gleichzeitig mit dem pfälzischen Erbfolgekrieg wurde von 1689—97 der sogenannte König Wilhelmskrieg in Amerika geführt; gleichzeitig mit dem spanischen Erbfolgekrieg von 1701—13 der sogenannte Königin Anna Krieg; gleichzeitig mit dem österreichischen Erbfolgekrieg 1744—48, dem ersten Schlesischen Krieg, der sogenannte König Georgs Krieg. Als sich nun im Jahre 1755 die Franzosen in umstrittenen Gebieten am oberen Ohio festsetzten, um eine Verbindung zwischen ihren Kolonien Canada und Louisiana herzustellen, begann Pitt den grossen englisch-französischen Krieg. Beide Regierungen sahen sich nach Bundesgenossen um; Frankreich unterstützte Wien und Pitt Friedrich, womit er sein Ziel erreichte, starke französische

Kräfte in Europa zu binden, während er freie Hand hatte, den Krieg in allen übrigen Erdteilen zu führen. 1761 musste sich der französische Oberbefehlshaber in Indien den Engländern ergeben. 1762 fiel Martinique und damit Frankreichs Stellung in Westindien. Kurz darauf kam es zum Vorfrieden von Fontainebleau und im Jahre 1763 zu den beiden Friedensschlüssen, dem von Paris, in dem Frankreich Canada und Louisiana abtreten musste, und dem von Hubertusburg, der den Krieg zwischen Preussen und Oesterreich beendete.

Betrachtet man die Geschichte so, im weit verästelten Gefüge der grossen Zusammenhänge, welche das Bild erst deutlich machen, muss man sagen, dass Maria Theresia einen sinnlosen Krieg geführt hat, von Frankreich ganz zu schweigen. Weder Wien noch Paris merkten, was gespielt wurde, und beide Staaten dienten, ohne es zu wissen, dem überlegenen Spiel des grossen Pitt, der in jenen Jahren das Empire zimmerte. (Vergl. hierzu K. A. v. Müller, Der ältere Pitt, Verlag der Corona, Zürich).

Neben den äusseren Zusammenhängen verlangen auch die inneren eine sehr umfassende Betrachtungsweise, wenn man sich kein falsches Bild der damaligen Ereignisse machen will. Friedrich, obwohl ein deutscher Fürst, war ein französischer Schriftsteller, er schrieb, er dachte französisch, Racine, Corneille, Molière und später Voltaire waren die Götter seines Lebens. Maria Theresia dagegen war ganz deutsch und dem französischen Leben feindlich gesinnt. Als zu ihrem Vater, Karl VI. ein lothringischer Prinz nach Wien kam, liess ihm Prinz Eugen sagen, er möge deutsch und nur deutsch sprechen, wenn er dem Kaiser gefallen wolle. Trotzdem hatte sich damals das Schwergewicht der Nation bereits von Süden nach Norden verschoben. Es war nicht Preussen, das sich unter Friedrich herausbildete, sondern Nord-Deutschland. Schon lebten Herder und Hamann, Kant, Winckelmann und Lessing; Goethe wurde sieben Jahre vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges geboren. Auch die Sprache selber entwickelte und formte sich in jener Zeit nur noch in Norddeutschland; etwa seit dem Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts sind die Süddeutschen am Ausbau der deutschen Sprache und Sprachlehre kaum noch beteiligt. (Bach, Geschichte der deutschen Sprache).

So hat Friedrich bei aller Kraft und Klarheit seines Geistes doch auch wie ein Werkzeug gehandelt, als ein Geschöpf jener geheimnisvollen nationalen Bewegungen, welche wir bei allen Völkern sehen, und man erkennt, wie die Zukunft oft, einer in Nebel gehüllten Sandbank gleich, in jene Zeitabschnitte zu reichen vermag, welche die Zeitgenossen die Gegenwart nennen.

Friedrichs Alter war hart. Er, der die Freundschaft am höchsten gestellt und wie nur sehr wenige grosse und hochgestellte Männer seine Freunde aufrichtig geliebt hatte, musste einen nach dem andern von ihnen ins Grab sinken sehen. Er begriff nicht mehr, was um ihn herum vorging und starb einsam. Wenn wir das Jahr 1780 als Stichtag nehmen, erkennen wir, dass in diesem Jahre der Götz und der Werther be-

reits vorlagen, dazu Herders erste Prosaschriften, Winckelmanns Geschichte der Kunst des Altertums, und alle Werke Lessings, darunter die entzückende Minna von Barnhelm, die wie kein anderes das literarische Denkmal der friderizianischen Epoche ist. Friedrich sah von alledem nichts. Er klagte, die Racine, Corneille und Boileau seien verschwunden und sah die Werke seines eigenen Landes und die Klassik seines eigenen Jahrhunderts nicht. So blind können selbst grosse Männer sein und so hart werden diejenigen bestraft, welche das Laster des Vorurteils nicht in sich selber zu bekämpfen vermocht haben.

Aber es ist wohl so, dass man nur um den Preis der Einseitigkeit der Grösse, der Grösse der Einseitigkeit entgeht.

Bernard von Brentano.

Der Dichter François Mauriac

In der französischen Dichtung vollzieht sich seit einigen Jahren eine deutliche Abkehr vom Realismus der Jahrhundertwende und von dem krassen Naturalismus der Nachkriegszeit. Einige Autoren folgen Jean Giono bei der mystischen Versenkung in die Tiefen der unberührten Natur. Andere suchen im Banne Julien Greens die Grenze zwischen Tag und Traum, zwischen Gegenstand und Symbol, zwischen greifbarer Wirklichkeit und Phantasiegebilde zu verwischen. Doch am stärksten erweisen sich heute weder Mystik noch Magie; am grössten ist in der französischen Literatur der Gegenwart die Anziehungskraft des katholischen Glaubens. Namentlich aus der jungen Dichtergeneration wenden sich die bedeutendsten Talente, so Georges Bernanos oder Daniel-Rops, der Verkündung kirchlicher Weltanschauung und Sittenlehre, der Gestaltung religiöser Lebensfragen zu.

Als ihren Führer verehren die jungen katholischen Romanciers den Dichter François Mauriac. Aber Mauriacs Einfluss beruht nicht bloss auf seiner vorbildlichen Wirkung für einen Dichterkreis; ebenso deutlich offenbart er sich in der begeisterten Nachfolge, welche ihm die französische Jugend ganz allgemein zu leisten bereit ist. Wie ist Mauriac zu dieser überragenden Stellung gelangt? Durch die schwermütige Grundstimmung seines Werkes, welche der Seelenlage der modernen Jugend in besonders hohem Masse entspricht? Durch die tief eindringende, stark nüancierte Analyse seiner eigenen Kindheit und Jugend? Durch die packende Schilderung der grossbürgerlichen Familien von Bordeaux sowie ihrer Landsitze längs der Garonne oder in den weiten Landes, die sich bis zur französisch-spanischen Grenze erstrecken? Durch seine faszinierenden Bilder der sündhaften Lockung, der haltlosen Liebe, der menschlichen Habgier? Durch seine Kraft, sich in die Leiden der Kreatur zu versenken? Durch sein Vermögen, in wenigen Worten die Stimmung einer Stunde, in spärlichen Andeutungen die Atmosphäre eines Lebenskreises einzufangen? Oder gründet Mauriacs Ruhm auf der Gewalt und dem düsteren Glanz seiner Sprache?

Gewiss stellen die psychologischen Werte und die erlesene ästhetische Haltung bedeutsame Momente dar für den Rang, welchen Mauriacs Dichtung im französischen Geistesleben einnimmt. Entscheidend fällt jedoch die Beharrlichkeit ins Gewicht, mit welcher der Autor vermeintliche äussere Fügungen, angebliche Schicksalsschläge und scheinbar körperliche Leiden auf eine einzige Wurzel alles Leids zurückführt: auf den Kampf zwischen Glauben und Versuchung, zwischen Lauterkeit und Sünde, zwischen dem gefallenen und dem begnadeten Menschen in jeder Seele. Diesem zentralen Problem der Dichtung Mauriacs hat ein junger Schweizer Konvertit, James Schwarzenbach, eine sehr eindringliche und gut geschriebene Studie gewidmet, welche unter dem Titel: „Der Dichter des zwiespältigen Lebens: François Mauriac" im Verlag von Benziger & Co. A.G., Einsiedeln und Köln, erschienen ist. Mauriacs Weltanschauung bietet sich dem Betrachter in zwei Formen dar: in der expliziten Gestalt einiger kritisch-metaphysischer Schriften, die sich mit Bazin, Molière, Rousseau, Flaubert und André Gide auseinandersetzen, sowie vor allem als Grundelement zahlreicher Romanfiguren. Beiden Fassungen des Glaubensbekenntnisses geht Schwarzenbach sorgfältig nach. Die programmatischen Schriften sind unter dem Sammeltitel: „Mauriac und der christliche Roman" erörtert; das eigentlich dichterische Werk ist, seiner inneren Entwicklung entsprechend, in drei Abschnitte gegliedert: „Die Suche nach dem Weg", „Vom Unglück des Christen" und „Vom Glück des Christen".

Mauriac wird in Frankreich von zwei Seiten angefeindet. Die Wortführer des Naturalismus, und unter ihnen namentlich André Gide, bezweifeln die Echtheit seines Glaubens; sie werfen ihm vor, dass er zwischen Gott und Mammon einen Kompromiss eingehe, während doch der Kern seines Werkes die faszinierende Schilderung der Sünde sei. Einzelne Hüter der „christlichen Kunst" erheben die entgegengesetzte Klage, weshalb denn Mauriac, als katholischer Schriftsteller, nicht einfach den frommen, reinen Menschen schildere und so den Gläubigen Anlass zu Erbauung und Erhebung biete.

Den Naturalisten erwidert der Dichter, dass er nicht aus freiem Entschluss, sondern fast als Verurteilter, durch Geburt, Erziehung und durch die Erfahrung der Mannesjahre zum gläubigen Katholiken geworden sei. Wenn er als Kind vom ästhetischen Reiz des Gottesdienstes buchstäblich gefangen genommen wurde, so fesselte ihn später das Werk von Port-Royal (Pascal) an den christlichen Glauben. Mit wachsender Reife habe er einen unbedingten Gegensatz zwischen Natur und Gnade feststellen müssen. Das Reich der Triebe sei ihm als Werk des Teufels immer deutlicher in Erscheinung getreten. Dass der Mensch diesem Reich unlöslich verbunden sei, bedeute für ihn einen ungeheuren Schmerz, von dem er Befreiung nur in der Dichtung gefunden habe.

Den Hütern der christlichen Kunst erwidert Mauriac, dass der Künstler die Welt nicht verfälschen dürfe, auch nicht zur Erbauung und Er-

hebung, zum Nutzen der Erziehung. Kunst beruhe auf einer Zucht zur Objektivität, auf einem höchsten Désintéressement. Er selbst habe die Sünde nicht aus Gleichgültigkeit, aus Lust am Niedrigen und Mittelmässigen, aus dem Bedürfnis, sich als „unabhängiger Geist" zu erweisen, gestaltet, sondern aus der Einsicht, dass die Versuchung ein Bestandteil des christlichen Bewusstseins, dass die Sünde ein Bestandteil der christlichen Welt sei. Es gibt, so wendet Mauriac namentlich gegen den Hinweis auf die Werke René Bazins ein, in Wirklichkeit keine „schönen Seelen", kein „frommes" oder „reines Leben"; der Romancier darf jedoch den Boden dieser Wirklichkeit nicht verlassen. Schliesslich gibt der Dichter zu bedenken, dass ein „Erbauungsbuch" sehr wohl zur Sünde reizen, eine wahrhafte Schilderung der Leidenschaft hingegen die Gnade auslösen kann.

Diese Gnade, die göttliche Liebe, steht im Mittelpunkt von Mauriacs Weltanschauung. Dementsprechend gliedern seine Gestalten sich in Menschen, welche die Gnade annehmen und sich Gott in demütiger Bescheidung unterwerfen, sowie in Menschen, die sich in Trotz, in Selbstvergottung, ja aus einer morbiden Vorliebe für das Leiden der Gnade entgegenstellen. An seiner Zeit hat Mauriac besonders diese ungesunde Leidenschaft für das Leid, für das Schmachten in der Finsternis auszusetzen. Namentlich die naturalistische Dichtung fehlt, seiner Ansicht nach, auf diesem Gebiete häufig: Sie schildert die Verworfenheit in schillernden Farben, sie misst der Schönheit und dem Geist absolute Bedeutung bei und leugnet oder übersieht die Wirkung überirdischer Kräfte. Auf diese Weise erfasst sie nur die halbe Wirklichkeit; denn Gott gehört zu dieser Wirklichkeit im selben Masse wie das Böse. Auf diese Weise verkennt sie aber auch den eigentlichen Wert von Geist und Schönheit. Denn in der Gestalt, in welcher Geist und Schönheit vor unser Auge treten, sind sie gebrochen und gefallen, blosse Ahnungen und Sinnbilder der ganzen Schönheit und des wahren Geistes, welcher mit Liebe gepaart ist.

Ohne Zweifel hat sich James Schwarzenbach mit der Klarstellung von Mauriacs religiöser Haltung ein Verdienst um die Kenntnis des Dichters, ja der französischen Literatur überhaupt erworben. Doch wäre, neben der ästhetischen und der religiösen Betrachtung, gegenüber dem grossen Romancier gewiss auch eine sozialgeschichtliche Analyse am Platz. Vielleicht könnte diese Betrachtungsweise ein weiteres Element für die Erklärung von Mauriacs wohlerworbener Führerstellung im heutigen Frankreich liefern. Sie müsste nämlich zu der Einsicht führen, dass der Dichter die glanzvolle Ueberlieferung aufleben lässt, welche das französische Bürgertum im 17. Jahrhundert begründet hat. Die ernste humanistisch-christliche Kultur, das hohe Staatsethos, die strenge Rechtlichkeit und die tiefe, von Jansenius befruchtete Frömmigkeit jener alten Bourgeoisie klingen auch in dem „modernsten", „aktuellsten" Werk des Romanciers unverkennbar nach. Sie treten rein und unverhüllt in der kurzen Biographie zutage, welche Mauriac Pascal gewidmet

hat. Von diesem glänzenden und viel gelesenen Werke aus erscheinen die Schilderungen der modernen Gesellschaft als Darstellungen einer Entartung, eines Niedergangs, einer Krise der christlichen Bürgerlichkeit.

Georg C. L. Schmidt.

Betrachtungen über Gedichtbücher

In bestimmtem Sinn wird Hans Kaeslin mit Adolf Frey in Zusammenhang zu bringen sein; insofern nämlich, als er nicht um jeden Preis als Neutöner hervorstechen will, gerne sich in bewährten Stilformen bewegt, sich nicht damit zufrieden gibt, halbrohen Gefühlsstoff auszustossen, den dann der Leser nach Belieben für Dichtung nehmen möge, sondern überall in seinem Vers dem erlauschten und begriffenen Gesetz zu genügen strebt. (Licht und Dunkel. Verse von Hans Kaeslin. H. R. Sauerländer & Co. Aarau). Den antikischen Oden des ersten Teils („Jahr") besonders fühlt man die reine Bildnerfreude an, die Dankbarkeit des Verfassers, dass ihm dieses Erbe der Sprache und der Takte zum Leben gegeben, das er nun „mit heiliger Scheue" verwaltet.

Weststurm streift den Kamm der gedehnten Berge
Dreht der Föhre Wipfel auf hoher Zinne,
Unten treibt erbangend der Strom die Wellen
Eilig vorüber.

Sein Buch enthält manche betrachtende Gedichte der Rückschau, in denen leidenschaftliche Töne nicht zu hören sind. Rückschauend wird erkannt, dass die Fügung in diesem Leben manches Unbegriffene schliesslich wohlbestellte; das Auge wurde des „hohen Wunders" gewahr, vom Staub gereinigt, und erschaute „das Nah und Ferne In seliger Gelassenheit". Diesen Zustand scheint, zum grössern Teil, auch die stimmungsdichte Landschafterei auszudrücken, die nur dann und wann ein Jubelruf durchdringt, — „Beglückte Stunde, da sich uns / der fordernden Gestalten Fülle / Zu heiterm Farbenspiel erlöst" — neben dem Gefühl traulicher Geborgenheit in altgewohnter Umgebung (Mai, Wintermorgen, Auszug und Rast II). Wieviel Anschauung noch in dem Dämmern der „Mondnacht", wo es von dem immer weisser werdenden Lichte heisst:

Und es rückt, geruhsam schreitend
Von Gestirne zu Gestirn,
Duckt sich endlich, niedergleitend,
Hinter Berges harter Stirn.
Nun versank es. Näh und Ferne
Wirrt sich in ein dämmernd Grau.
Ungewisses Licht der Sterne
Blinkert auf entschlafner Au.

Inmitten aller harmonischen oder verklärenden Pracht der landschaftlichen Natur verrät sich aber doch aus einzelnen Gedichten das Grauen bestimmter abgründlicher Augenblicke, da das Individuum den Schritt

ins Leere vollzogen, ehe es sich dessen versah. (Dezember Abend). Sehr deutlich enthüllt sich das im „Nachklang":

Das war ein Lichterspiel und Wipfelneigen
Und Schlag des Vogels auf beblümter Aue!
Nun reckt der Korb der Aeste sich ins Graue,
Und drinnen horstet leichenhaftes Schweigen.
Und manchmal trägt ein Wehen leise Klage
Wie von verjährt und nie verstorbnem Sehnen,
Dem endlos sich die schalen Stunden dehnen,
Bis Stille wird am lang erharrten Tage.

Die fünfte Gedicht-Reihe („Erscheinungen") macht es vollends klar, dass das Unding eines ausschliesslichen „Lebens in Schönheit" nicht das des Verfassers gewesen, dass er um die Versuchungen und die Schwermut des Einsam-Menschlichen zur Genüge weiss, (Der Grübler, Unheil, Der Selbstmörder, Der Geisterseher spricht). Er ist sich dämonischen Berührtseins bewusst: „Verhehlt vom Trug des Lichtes brandets leise / An unser Sein mit Flut, die rings ergossen..." Freilich hat das „Wirrgeschrei" unserer „späten Zeit" das Ohr der Mehrzahl für „grundentquollene Töne" taub gemacht. Sein eigener wacher Sinn für so heimlichen Anruf oder dunkles Zehren hiess ihn indessen nicht dem „Andern" in ihm die Vormacht einräumen, er überhörte nicht das entschiedenere Gebot, sich geduldig in den Reigen der Mitgeschöpfe zu fügen.

So reden denn die Gedichte der zweiten Folge („Heimat") von der menschlichen Gemeinschaft. Angeführt wird die Reihe von einer „Vaterländischen Kantate" davon diese Strophen eine Probe geben:

Was kündet so sich mit des Sturzbachs Schwall
Und der Lawine donnermächtigem Hall?
Es sagt, was Stolz in Euren Seelen facht,
Indem es demutvoll zugleich Euch macht:
Dass über uns, wie einst, ins Rot verwebt,
Des Friedens Kreuz in reinerm Glanze schwebt,
Das Kreuz, das über Jenen einst geragt,
Die aus der Heimatflur den Feind gejagt.

*

Nicht als besonders an unsere heimische Landschaft gebunden, ja, zumeist nicht an ein bestimmt erkennbares Land erinnernd, erweisen sich Walther von Schroeders neue Gedichte.*) (Sein erster Band „Venus aus der Asche" erschien 1936, bei Heitz & Co. Strassburg). Einem Lynkeus, der die Ferne und Nähe als den selbstverständlichen Besitz seiner Sicht, nicht mehr das Einzelne bewertend, abmisst, gleicht der Verfasser. Von seiner Warte aus sind Mein und Dein, Mir und Euch hinfällig geworden; er sieht nur den Wald, den Berg, die See. Er verfügt über den Umkreis seiner Schau, bei ihren Gegenständen verwei-

*) „Der treulose Mond". Bei Heitz & Co. Strassburg.

lend, doch stets bereit, seinen Standort zu wechseln. Nur ist zu sagen: dieser Lynkeus war zuvor ein Erdenwanderer, der seine Zonen und Horizonte ehrlich abgeschritten hat. Völker und Meere sind ihm in nahem Umgang vertraut geworden. Er kennt die Verrichtungen der Schiffer, Baumeister, Pflanzer; die Natur des Pferdes, die Schichtungen der Gebirge, die Zustände, die tropische und arktische Umgebung in uns wachrufen. Für seinen fast trunkenen Wagemut, sich der Meer- und Lebensfahrt zu überlassen, (gewiss „dass er sich immer wieder finden werde") mag man einen Ausdruck sehen in den Versen auf eine Galionsfigur:

Und jauchzend stösst sie in den Sturm
Und trinkt der Wogen Speien
Hebt in der Nacht sich wie ein Turm
Und taucht zum Spiel mit Haien,
Vom Tod beleckt,
Die Brust gereckt
Befreit im Liebesgrimme
Sich Schrei und Liedes Stimme.

Und unter neuer Himmel Grat
Die leeren Augen lungern;
Des Meeres nächtige Sternensaat
Macht ihre Augen hungern,
Und trinkt wie Wein
Den Morgen ein
Ein Lächeln auf den Wangen,
Sich selbst ein Traum im Hangen.

Solcher Hingabe an Welt und Fatum steht nun aber eine entschlossene disziplinierte Willenkraft zur Seite, die sich im Gedicht wohl einmal als ein fühlbares Ueberwiegen des Rationalen bemerkbar macht.

Wo führt nun die Fahrt hin? Vielleicht an einen Frühlingsstrand, wo geselliges Getümmel den Ankömmling begrüsst:

Und trotzt dein Herz wie Austern hart, der Wirt
Bricht Austern uns wie Brot.
Das schönste Mädchen seufzt vor lieber Not
Bei so viel Herzen, deren Schalen springen.
Die Perle selbst, das Kind verschlossner Qual
Hüpft lachend um den trunkenen Pokal,
Und schwingt sie erst wie Glöckchen leicht in Ringen,
Wer fragt noch, welche Muschel sie verlor?
Der Flieder haucht, die Liebe neigt das Ohr.

Schroeder erweist sich, neben Solchem, auch als der Meister kurzer. höchst anschaulicher Gedichte, die etwas von Charakter des Stillebens an sich haben: nicht ohne Humor sind die „Seepferdchen" gesehen: „Weidend zwischen Tanggesträuchen / Zierlich schwirrend in den Wellen / Hüten sie mit steilen Bäuchen / Grünes Schweigen gleich Libellen";

anmutig wird uns die Verwandlung des kleinen Kruges vergegenwärtigt, dem die roten Blumen von ihrem Leben leihen: „Armes Krüglein, Handvoll Ton / Plötzlich schlank und licht / Weil aus dir von offnem Mohn / Rot ein Feuer bricht"; eindrücklich das Erwachen in der Nacht: „Reissen die Nähte des Schlafs, / Gleich ist die Uhr dir geweckt, / Hastet wie witternd ein Hund, / Der eine Fährte entdeckt". — Es wäre nun noch, unter anderem, ausführlich von der vielversprechenden Ode „Glocke" etwas zu sagen; wir dürfen jedoch dieses Gedicht als den glücklichen Auftakt einer ganzen Folge verwandter Stücke in horazisch-alkäischem Gefälle betrachten, über die voraussichtlich hier einmal im Zusammenhang berichtet wird.

*

Ueberschau, Rückblicke auf Gelebtes, und dessen sinnvolles Erfassen, machen den Charakter der Mehrzahl der Gedichte in Max Geilingers neuem Band „Im Angedenken" aus. (Rascher & Co. Zürich) Eine Beruhigung ist in seinem Rhythmus zu verspüren, etwas Gedämpftes im ganzen Ausdruck, bei mehr innerer Fülle, verhaltenere und doch, verglichen mit den Versen in „Wanderglaube", reichere Melodie:

Wie der Gartenquell im Silberspiele
Licht und Schattentänze klingend mischt,
Haben hundert Düsternisse, viele
Tausend Sterne, von der Nacht gefrischt,
Ihre Reigen wiederum begonnen.
Und es dämmert Rosen; denn ihr Baum
Blüht noch immer, breitet zarte Sonnen,
Zarter Blumenäste goldnen Schaum.

„Im Angedenken" stattet er vor allem den Dank ab für Bezauberungen in bestimmter Landschaft, für Augenblicke menschlicher Gemeinschaft, deren innige Spur Jahrzehnte nicht auszulöschen vermochten, wie in dem dreiteiligen Gedicht „Grossmutter": „Mild kamst du meinem Kindheitstag entgegen / und sonnenäugig; ich sah auf zu dir; / Was einem frühen Keime erster Regen / Ward deine reife Güte mir". Das heiter-kluge stille Walten der Frau, die der Verfasser heut als „tapferer und milder Streiter" anspricht, wird für uns in diesen Zeilen lebendig, zusamt dem Kinde, dem ihre Sorge zugut gekommen. Verwandter Art sind die beiden Liebesgedichte „In einer Spätnacht" und „Uns bleibt der Anfang". Sei von ihnen das zweite wenigstens mit einer Strophe vertreten: „Rings in mein Blut streut heisse Wallung jäh / Sterne wie Tropfen eines Feuerfalles; / Solang' ich dich seh', ist das Leben gut: / Uns bleibt der Anfang; damit bleibt uns alles". — Eine Hansestadt, ein altes Herrenhaus, ein alter Brunnen werden bedacht, und wieder, wie so oft schon, nordisches Meer und nordischer Strand. Manches aber hat die nächste heimatliche Landschaft eingegeben (Frühmorgens, Regenandacht, Regenbogen); einige der geschlossensten Prägungen dagegen das Hochgebirge (Einsame Arve, Gletscherwald, Hochtal). Aber

von diesen scheint uns keines in seiner knappen Fassung so von momentanem Leben durchdrungen wie der „Verschneite Wald"

Nun ward der grüne Wald zum Silbermärchen
Und glüht im Sonnenlicht, ein buntes Klingen;
Da tropft es Gold von kleinsten Faserhärchen...
So glänzt Erinnern an gewes'nen Dingen,
Vergangnen Tagen, dass sie leuchtend stehn
Als Silberkerzen, die wir stumm umwähnen,
Doch ihre Märchenpracht, die wir erspähn,
Löst sich im Licht zu Ketten bunter Tränen.

Verschiedene Gedichte sind ebenso oder mehr mit Erkenntnis als mit Anschauung gesättigt. In ihnen spricht sich jedesmal eine vom Verfasser tief erfühlte Grunderfahrung aus. „Die grosse Furcht" nennt als letzten Glauben, dass uns die Welt nur entstirbt, wenn sich unser Herz verhärtet, wenn wir weder am Reigen der geschöpflichen Dinge noch am Nächsten mehr Anteil zu nehmen vermögen; „Später Falter" bezweifelt, dass aus Geist je ein Gefühl entstehe; „Falscher und wahrer Trost" legt dar, wer „wahrhaft und erleidend" lebe, der begnüge sich nicht mit dem Trost, das Böse sei ein Nichts; dieses Böse, die Nächte ohne Stern, die schwarze Nachtsee s e i e n gar sehr. Aber es errette der Glauben „an den Held der starken Fähre / der lichtdurchklungen, wie mit Riesenrudern / Aus Grün und Gold und lauter Morgenglanz, / Gedankenschnell den Nau'n zur Höhe pfeilt". Liebenswürdig „unheroisch" verkündet „Gärtlein und Gärtnerglaube", dass im kleinsten Raum des Kleinen, „selbst in der Mulde eng verschlungner Hände" der „grosse Gott Platz habe im kleinsten Traum". Wie warm überreden hier Verse wie solche: „Schon surrt das süsse Summen satter Sommer, / Das uns von Honig und von Rosen klingt". — Sprachlich interessiert die Verwendung einiger seltener Ausdrücke und die Bildung mehrerer Neologismen, von denen sich aber kaum alle behaupten werden.

Siegfried Lang.

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— für 12 Hefte pro Jahr.
Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier
Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8
Tel. 45.855 Postcheckkonto VIII 6031
Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60

Bezugsbedingungen:
Erscheint jeweilen anfangs des Monats.
Inseratenverwaltung: Jakob Winteler, Akazienstr. 8, Zürich